

# Evolutionsgeschehen und typologische Methode

Von Wolfgang Padberg, Berlin

Die Besinnung auf das Wesen der im Pflanzen-, Tier- und Menschenreich geltenden Gesetzmäßigkeit hat in den letzten Jahren erneut die Frage nach der Berechtigung der von der Urgeschichtsforschung angewandten typologischen Methode gestellt. Wenn auch die Wege, die bei Aufklärung dieser Frage beschritten werden, verschieden sind, so sind sie alle doch durch das Bemühen gekennzeichnet, tiefer in das Wesen des festgestellten typologischen Ablaufes einzudringen.

Die eingehendere Betrachtungsweise des Evolutionsgeschehens durch Vertreter der Urgeschichtsforschung hat ihre Ursache hauptsächlich in zwei Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit: einmal in den allgemeinen Fortschritten der Naturwissenschaften, zum anderen in der Tatsache, daß sich die Urgeschichtsforschung nach Ordnung ihres Quellenmaterials ein genügend festes Fundament geschaffen hat, um auch die von ihr benutzten Arbeitsmethoden einer genaueren Analyse unterziehen zu können. Die folgenden Sätze sollen einen weiteren Beitrag zu dieser Analyse darstellen und zugleich helfen, den Fragenkomplex „Typologie — typologische Methode“ der Lösung einen kleinen Schritt näherzubringen. Ausgangspunkt bildet die Überlegung, daß es notwendig ist, jenen vielfältigen und recht komplizierten Verbindungen zu den Naturwissenschaften einmal etwas eingehender nachzuspüren, zumal der Urgeschichtsforscher nur selten Gelegenheit hat, sich näher mit den Problemen zu befassen, die sich aus den Beziehungen zwischen den Naturwissenschaften und der Urgeschichtswissenschaft zu unserer Fragestellung ergeben. Zum besseren Verständnis sei einleitend auf einige Arbeiten hingewiesen, in denen während der letzten Jahre das gleiche Thema behandelt oder angeschnitten wurde, so bei O.-F. Gandert<sup>1)</sup>, Fr. Schlette<sup>2)</sup>, G. Schwantes<sup>3)</sup> und E. Srockhoff<sup>4)</sup>.

<sup>1)</sup> O.-F. Gandert, Typostrophismus und Typologie, in: Festschrift E. Wahle, 1950, S. 43—48.

<sup>2)</sup> Fr. Schlette, Zur Arbeitsweise der Urgeschichtswissenschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 1, 1951/52, S. 83—90.

<sup>3)</sup> G. Schwantes, Vom Wesen der Typologie, in: Offa 10, 1952, S. 1—9.

<sup>4)</sup> E. Srockhoff, Methodisches, in: Festschrift Zentralmuseum Mainz 1952, Bd. II, S. 86—108.

## I.

Die engen Bindungen an die Naturwissenschaften, aus denen die Urgeschichtsforschung im Laufe des 19. Jahrhunderts erwuchs, sind bekannt<sup>5)</sup>. Ein näheres Eingehen erübrigt sich. Innerhalb unserer Fragestellung ist lediglich von Bedeutung, daß gerade mit der Übernahme des Begriffes der Typologie und der typologischen Methode von Seiten der Urgeschichtsforschung die enge Bindung an die Naturwissenschaften ihre Rechtfertigung erfuhr. Die Begründung der typologischen Methode durch O. Montelius, „Die Geburtsstunde einer vollwissenschaftlichen Vorgeschichtsforschung“<sup>6)</sup>, besiegt das Bündnis mit den Naturwissenschaften endgültig.

Was aber war die Ursache, daß die Übernahme einer typologischen Betrachtungsweise auf die Untersuchung der materiellen Hinterlassenschaften des Menschen als derart befreiende Tat angesehen und zur „Geburtsstunde“ einer neuen Wissenschaft werden konnte? Übernommen und übertragen wurde der Entwicklungsgedanke, genauer: der Entwicklungsbezug, „als logische Folge von Formen und Ereignissen“<sup>7)</sup>. Von entscheidender Bedeutung dabei war, die Entwicklung selbst, das Evolutionsgeschehen nicht als reine Denkmöglichkeit, sondern als reale Wirklichkeit anzusehen. (Die Frage nach dem Ob der Entwicklung, d. h. ob es überhaupt eine Entwicklung gegeben habe, hatte damit eine bejahende Antwort gefunden.) Gleichfalls übernommen wurde die nähere Ausformung der Evolutionstheorie, d. h. die Lehre von der Abstammung des einen aus dem anderen, die Deszendenztheorie. (Damit war weitgehend die Frage des Wie der Evolution geklärt.) Schließlich wurde mit beiden — Evolutionstheorie und Deszendenztheorie — mehr unbewußt als bewußt die dritte Lehre übernommen, nämlich die Selektionstheorie, welche versuchte, den Mechanismus der Evolution zu erklären. (Es ist die Antwort auf die Frage nach dem Warum der Evolution.)

Die Übertragung der Evolutionstheorie Darwins auf die Zeugnisse menschlicher Arbeit wirkte darum als unendlich befreiende Tat, da das Nacheinander der verschiedenen Formen in einen wirklich geschichtlichen Ablauf verwandelt werden konnte. Jetzt erst erhielten die Steinwerkzeuge, die Geräte aus Bronze und Eisen wirkliches Leben, denn die Anwendung der typologischen Methode verlieh ihnen die notwendige Bezogenheit in Raum und Zeit. Unter

<sup>5)</sup> E. Wahle, Geschichte der prähistorischen Forschung, in: *Anthropos* XLV, 1950, S. 497—538, und XLVI, 1951, S. 49—112.

<sup>6)</sup> M. Jahn, Die ältesten Wirtschaftsstufen des Menschen, in: *Jahresschrift Halle* 33, 1949, S. 86.

<sup>7)</sup> E. Mühlmann, Gibt es eine „Rückentwicklung“?, in: *Forschungen und Fortschritte* 26, 1950, Heft 5/6, S. 72.

Zugrundelegung der Evolutionstheorie Darwins wurden die Zeugen menschlicher Arbeit zu Beweisen der Geschichte<sup>8)</sup>.

Die Grundlagen, die mit der Übernahme der typologischen Methode für die Urgeschichtsforschung geschaffen wurden, mußten um so sicherer erscheinen, als das neue Fundament jeglichen metaphysischen Unter- und Hintergrundes entbehrte. Denn der Darwinismus hatte mit dem Prinzip der „natürlichen Zuchtwahl“ einen Weg gezeigt, der es gestattete — mit den Worten von W. Ludwig<sup>9)</sup> —, „die Evolution einleuchtend, ohne unbewiesene Annahmen und ohne Zuhilfenahme eines metaphysischen Prinzips zu erklären“.

Bei der Übernahme der typologischen Methode schienen keine Fragen offen zu bleiben, es zeigten sich im Gegenteil nur Bestätigungen und Ergänzungen, selbst in den Einzelheiten. Die Grundvoraussetzung des Darwinismus, die Vererbung erworbener Eigenschaften, bildete die Bedingung für das Verständnis des Zustandekommens langer Typenserien. Der von Darwin festgestellte, in seinen letzten Auswirkungen artumwandelnde Einfluß der Lebensbedingungen und Umwelteinflüsse bestätigte sich am urgeschichtlichen Material in den von außen einsickernden Kultureinflüssen. Übereinstimmungen in den Einzelheiten bildeten die rudimentären Erscheinungen bei Tieren und an von Menschenhand geschaffenen Geräten, letztlich der hier wie dort auftretende Hang zum Monströsen. So konnte O. Montelius mit Recht die Behauptung aufstellen: „Die Entwicklung kann langsam oder schnell verlaufen, immer ist aber der Mensch bei seinem Schaffen von neuen Formen genötigt, demselben Gesetze der Entwicklung zu gehorchen, welches für die übrige Natur gilt“<sup>10)</sup>. Bei dieser von O. Montelius vorgenommenen Übertragung der Evolutionstheorie war es vorläufig für die Erforschung urgeschichtlicher Zusammenhänge belanglos, daß die Frage nach dem Warum der Evolution, die Frage nach den das Evolutionsgeschehen bewirkenden Faktoren von Darwin nur in unzureichendem Maße beantwortet worden war.

Aus der gleichen Überzeugung heraus, daß sich zwischen dem Evolutionsgeschehen im Tierreich und zwischen den Typenserien aus der menschlichen Geschichte Parallelen ziehen lassen, formulierte Nils Åberg seinen oft zitierten Satz: „Die Typologie ist die Anwendung des Darwinismus auf die Produkte der menschlichen Arbeit. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß der mensch-

<sup>8)</sup> Es wird leicht übersehen, daß sich mit dem vor Darwin entstandenen Drei-Perioden-System noch keineswegs der Entwicklungsgedanke in der Urgeschichtsforschung durchgesetzt hatte. Die Ordnung des prähistorischen Fundgutes in der Aufeinanderfolge Stein, Bronze, Eisen konnte sehr gut vorgenommen werden wie die Ordnung untergegangener Tierformationen im Sinne der Katastrophentheorie Cuviers.

<sup>9)</sup> W. Ludwig, Die kritischen Punkte der Abstammungslehre, in: *Urania* 11, 1948, S. 254.

<sup>10)</sup> O. Montelius, Die älteren Kulturperioden im Orient und in Europa. I. Die Methode, 1903, Stockholm, S. 20.

liche Wille an gewisse Gesetze gebunden ist, ähnlich denen, die für die Entwicklung in der organischen Welt Geltung haben“<sup>11)</sup>.

Beide Feststellungen, sowohl die von O. Montelius als auch die von Nils Åberg, scheinen die gleiche Erkenntnis zu vermitteln: Es herrscht in der gesamten organischen Welt dieselbe Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, durch den Darwinismus ist diese nachgewiesen, und so kann der Darwinismus in übertragenem Sinne als Lehre von der Typologie „auf die Produkte der menschlichen Arbeit“ angewandt werden. Es muß nun in unserem Zusammenhang darauf hingewiesen werden, daß sich jedoch der von Nils Åberg übernommene Darwinismus grundlegend von denjenigen Anschauungen unterscheidet, die zur Zeit von Montelius die allgemein herrschenden waren. Auf diesen bedeutsamen Wandel in der Theorienbildung über den Entwicklungsablauf geht aber meines Erachtens ein großer Teil der Auseinandersetzungen um die Typologie und die Anwendbarkeit der typologischen Methode zurück.

## II.

In den gleichen Jahren, in denen O. Montelius die typologische Methode für die Urgeschichtsforschung begründete, bahnte sich in den Naturwissenschaften, speziell in der Biologie, ein volliger Umbruch an. Es entstand die formale Genetik, als deren Begründer A. Weismann und Th. Morgan zu gelten haben. A. Weismann lehnte die richtigen Grundgedanken der Evolutionstheorie, den modifikatorischen Einfluß der Umweltbedingungen und die Vererbung der erworbenen Eigenschaften ab. Er postulierte dafür zwar nicht wie das 18. Jahrhundert die Konstanz der Arten — dagegen sprach das gesamte paläontologische Material —, aber die Konstanz der Erbmasse, die „Kontinuität des Keimplasmas“. Von der Vererbung ererbener Eigenschaften behauptete A. Weismann, „daß eine solche Vererbungsform nicht nur unerwiesen, sondern daß sie auch theoretisch nicht denkbar sei ...“<sup>12)</sup>. Das Keimplasma, welches „potentiell unsterblich“ ist, wird von Weismann folgendermaßen beschrieben: „Das Keimplasma einer Art wird also nie neu erzeugt, sondern es wächst und vermehrt sich unaufhörlich. Es zieht sich fort von einer Generation zur anderen ... Sieht man die Verhältnisse nur von der Seite der Fortpflanzung an, so erscheinen die Keimzellen als das Wichtigste an dem Individuum, denn sie allein erhalten die Art, und der Körper sinkt fast zu einer bloßen Pflegestätte der Keimzellen herab, einem Ort, an dem sie sich bilden, unter günstigen Bedingungen ernähren, vermehren und zur Reife gelangen“<sup>13)</sup>.

<sup>11)</sup> N. Åberg, Typologie, in: Eberts Reallexikon 13, 1929, S. 508.

<sup>12)</sup> A. Weismann, Vorträge über Deszendenztheorie, Jena 1902, Bd. 1, S. 267.

<sup>13)</sup> A. Weismann, 1902, S. 455—456.

Der weitere Ausbau der Theorie Weismanns — auch Neodarwinismus genannt — geschah dann nach Wiederentdeckung der Mendelschen Vererbungsregeln durch Correns, Tschermak und de Vries durch die Experimentalgenetik. Letztere basiert auf dem Prinzip, daß sich das Evolutionsgeschehen allein und ausschließlich über das Mutieren der Erbmasse (Punkt- oder Genmutationen, Chromosomenmutationen, Genommutationen) vollziehe. Die Grundzüge dieser Theorie seien hier mit den Worten ihrer Vertreter wiedergegeben: „Das elementare Evolutionsmaterial, die Bausteine für die Evolutionsvorgänge, wird nach unserem heutigen Wissen ausschließlich durch die von der experimentellen Genetik untersuchte Mutabilität der Organismen geliefert; die Mutationen besitzen alle Eigenschaften, die ein elementares Evolutionsmaterial besitzen muß. Und wir kennen vier elementare Evolutionsfaktoren, deren Tätigkeit und Wesen direkt aus Beobachtung und Experiment erschlossen werden können und von denen zwei (die Mutabilität und die Populationswellen) nur als Materiallieferanten dienen und die zwei anderen (die Isolation und vor allem die Selektion) als ordnende und richtende Faktoren im Evolutionsvorgang angesehen werden müssen. Der Verlauf des historischen Evolutionsvorganges ergibt sich aus dem Zusammenspiel dieser verschiedenen Evolutionsfaktoren, wodurch das richtungslos variierende elementare Evolutionsmaterial in einem geregelten Adaptions- und Differenzierungsprozeß geleitet wird; eine Annahme weiterer unbekannter und unbewiesener Evolutionsfaktoren sowie unbekannte Quellen des Evolutionsmaterials erscheinen uns zunächst überflüssig . . .“<sup>14)</sup>.

Die Experimentalgenetik betont also nachdrücklich, daß es keine Vererbung erworbener Eigenschaften gibt: „Andere Faktoren, wie z. B. ein direkter richtender Einfluß des Milieus in lamarckistischen Sinne, sind uns nicht bekannt, und die bisherigen Ergebnisse der experimentellen Genetik sprechen gegen die Möglichkeit der Existenz derartiger Faktoren und gegen die Notwendigkeit ihrer Annahme“<sup>15)</sup>.

Eine Auseinandersetzung mit den durch die formale Genetik heraufbeschworenen Problemen findet ihren Niederschlag in der genannten Arbeit von G. Schwantes<sup>16)</sup>. Es muß G. Schwantes unbedingt zugestimmt werden, wenn er sagt: „Was verschlägt es, wenn sich z. B. die Vererbung erworbener Eigenschaften nicht im Laboratorium nachweisen läßt. Alle unsere Versuchs-

<sup>14)</sup> H. Bauer und N. W. Timoféeff-Ressovsky, Genetik und Evolutionsforschung bei Tieren, in: Die Evolution der Organismen, Jena 1943, S. 405.

<sup>15)</sup> H. Bauer und N. W. Timoféeff-Ressovsky, 1943, S. 405.

<sup>16)</sup> G. Schwantes, 1952. — Es muß bedauert werden, daß die Gedanken von G. Schwantes erst jetzt bekannt werden. Sie wurden, wie aus der Anmerkung 1, S. 1, hervorgeht, im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts entwickelt, und sie hätten unserer Meinung nach bei einer früheren Veröffentlichung manchen Irrweg der Urgeschichtsforschung verhindern können.

anordnungen zum Nachweis sind bis heute unzureichend, vor allem weil wir nicht über die Zeit verfügen, die für die erbliche Abänderung der Lebewesen wohl angesetzt werden muß. Wie lange Zeiten zu solchen Abänderungen gehören, davon läßt uns schließlich die heutige Diluvialgeologie einiges ahnen, indem sie zeigt, daß im Zeitraum von etwa 600 000 Jahren oder mehr immerhin nicht unbeträchtliche Formenveränderungen einiger Säugetiere und schließlich auch des Menschen zu beobachten sind“<sup>17)</sup>.

Es mag scheinen, daß die hier vorgetragenen Gedanken weit entfernt von jenen Problemen liegen, mit denen sich die Urgeschichtsforschung beschäftigt. Aber dennoch sind die Zusammenhänge unverkennbar. Nicht nur über den Weg der allgemeinen Zeitströmung<sup>18)</sup> — gern und häufig zur Erklärung bestimmter Erscheinungen herangezogen — läßt sich eine direkte Beeinflussung durch die Experimentalgenetik bzw. formale Genetik nachweisen. Den Gedankengängen der formalen Genetik aufs engste verhaftet, spricht Nils Åberg von Mutationen in der Archäologie: „Typische Beispiele für archäologische Mutationen sind der Übergang der C-Brakteaten in die Brakteaten der Wendelzeit oder der Übergang der Fibeln mit nach unten beißenden Tierköpfen in die Fibeln mit Bügelkopf“<sup>19)</sup>. In gleichem Sinne heißt es bei W. F. Albright: „Evolution und Mutation sind andere außerordentlich wertvolle biologische Begriffe, die auf die Geschichte angewendet werden können. Beide werden auch von ungezählten Tatsachen illustriert, die größtenteils als Resultat der archäologischen Forschung bekannt wurden“<sup>20)</sup>. Eine Übernahme des Gedankengutes der formalen Genetik bedeutet es auch, wenn Fr. Adama van Scheltema von „Konzentrations- und Mutationspunkten“ spricht<sup>21)</sup>.

Selbst der Kampf innerhalb der formalen Genetik um die Ausgestaltung der eigenen Theorie findet seinen Niederschlag in den verschiedenen Auffassungen der Urgeschichtswissenschaft. Es ist der Streit um die Frage, ob sich das Evolutionsgeschehen in mikroevolutiven<sup>22)</sup> oder makroevolutiven<sup>23)</sup>

<sup>17)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 5.

<sup>18)</sup> Die Frage, worauf diese Zeitströmungen zurückzuführen sind, soll hier nicht weiter erörtert werden, doch wäre diese Frage einer Untersuchung wert.

<sup>19)</sup> N. Åberg, 1929, S. 509.

<sup>20)</sup> W. F. Albright, Von der Steinzeit zum Christentum. Monotheismus und geschichtliches Werden, München 1949, S. 112.

<sup>21)</sup> F. A. van Scheltema, Naturformen der Kunst. Gleichlauf der vorzeitlich ornamentalen und der natürlichen Formenentwicklung, in: Studium Generale I, Heft 1, 1947, S. 58.

<sup>22)</sup> Für die Auffassung, das Evolutionsgeschehen nur in kleinsten Schritten für möglich zu halten, mag G. Heberer mit seiner Schrift „Was heißt heute Darwinismus?“, Göttingen 1949, genannt sein. Es heißt bei ihm: „Wie unwahrscheinlich die Annahme ist, daß gelegentlich große Typensprünge oder Saltationen völlig neue Organisationstypen schaffen, möge zum Schluß noch gezeigt werden. Es ist klar, daß an solchem Typensprung die Mutationen vieler, vielleicht Hunderter von Genen gleichzeitig beteiligt wären. Das Ergebnis müßte ein funktions-

Schritten vollzieht. Der ersten Auffassung schließt sich G. Schwantes an, der letzteren E. Wahle, O.-F. Gandert sowie A. van Scheltema.

Die Urgeschichtsforschung muß sich jedoch ernsthaft fragen, was mit der Übernahme des Begriffes „Mutation“ gewonnen ist. Es muß daran gedacht werden, daß mit dem Begriff der Mutation nicht der geringste Beitrag zu der allein entscheidenden Frage nach dem Warum der Evolution geliefert wurde und wird. Die Experimentalgenetik bzw. formale Genetik unternahm lediglich den Versuch, das Wie der Evolution, d. h. den Ablauf des Entwicklungsgeschehens, in seinen einzelnen Etappen zu klären. Das Außerachtlassen des eigentlichen Problems der Evolution, die Frage nach dem Warum der Evolution, schuf seit der Jahrhundertwende ein wesentlich schwankenderes Fundament für Biologie, Paläontologie, Anthropologie und Prähistorie, als es mit dem klassischen Darwinismus zur Zeit von O. Montelius gegeben war. Diese Unsicherheit in der Behandlung des Grundproblems der Evolutionsforschung äußert sich in den Fragen — denen man immer wieder selbst in den Reihen der formalen Genetik begegnet —, ob denn mit dem rein mechanistischen Prinzip der Mutationen das Evolutionsgeschehen geklärt sei: „Erscheinen die Mutationen ihrem Wesen nach überhaupt geeignet als Ausgangspunkte für das, was man unter Evolution zu verstehen hat, das doch nicht weniger als die Gesamtheit der

---

fähiges Lebewesen sein. Wir wissen nun aber, daß die Gene unabhängig voneinander und richtungslos mutieren. Es könnte also nur ein Zufallsereignis sein, wenn gleichzeitig viele Gene so mutieren, daß im Effekt ein funktionsfähiger Organismus entsteht . . . Man hat die Wahrscheinlichkeit simultaner Komplexmutationen berechnet . . . Bei einer Population von 100 000 000 Individuen mit einer Generationsdauer von nur einem Tage kann ein solches Ereignis nur einmal in rund 274 000 000 Jahren erwartet werden, eine Zeitspanne, die das Alter der Erde um das Hundertfache übertrifft . . . Man sieht, die Hypothese makrophylogenetischer Typensprünge ist extrem unwahrscheinlich. Erfunden wurde sie, um die in der paläontologischen Überlieferung vorhandene Lücke zu erklären, doch war man sich zur Zeit ihrer Aufstellung nicht über die genetischen Konsequenzen im klaren, die sie im Gefolge hat. Die Lücken der paläontologischen Überlieferung aber lassen sich befriedigend auch ohne die Typensprunghypothese erklären.“ — G. Heberer, 1949, S. 31—32.

<sup>23)</sup> Die entgegengesetzte Richtung wird unter anderem durch O. W. Schindewolf vertreten: „Größere Umbildungssprünge und ein hoch gesteigertes Entwicklungstempo, wie wir sie nach unseren paläontologischen Befunden für gewisse Perioden der Stammesentwicklung annehmen müssen, stehen im Widerspruch zu dem Vorstellungsbild eines gleichmäßigen, langsamten Artenwandels im Sinne Darwins. Sie lassen sich infolgedessen auch mit den dafür angenommenen Evolutionsfaktoren — Mutabilität kleinsten Ausmaßes und anschließende Selektion der vorteilhaften Mutanten — nicht erklären . . . Man pflegt in solchen Fällen auf die ‚Lückenhaftigkeit der Überlieferungen‘ zu verweisen und zu unterstellen, daß die fehlenden Bindeglieder sehr wohl gelebt haben, daß uns von ihnen jedoch keine Überreste erhalten geblieben sind . . . Das Fehlen der Übergangsform kann jedoch in unserem Fall (wie gewöhnlich auch sonst) mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit nicht mit Lücken der Erhaltung erklärt werden, sondern muß primärer Natur sein.“ — O. W. Schindewolf, Fragen der Abstammungslehre, Frankfurt 1947, S. 10 u. 11.

Lebensäußerungen, wenn nicht die Entstehung des Lebens selbst umfassen muß“<sup>24)</sup>). Gleiche Zweifel äußert G. Schwantes, indem er sagt: „Die Mutationen zeigen in Wirklichkeit auch keineswegs, wie die Veränderungen lebender Wesen, die zu neuen Rassen, Unterarten, Arten, Gattungen usw. hinführen, vor sich gehen. Diese Veränderungen sind in ihren Wegen noch ganz unbekannt“<sup>25)</sup>.

Es ist leicht einzusehen, daß bei der engen Verzahnung der prähistorischen Forschung mit den Naturwissenschaften sich das durch die Chromosomentheorie schwankend gewordene Fundament auch in der Urgeschichtsforschung und ihren Auffassungen über Typologie und typologische Methode bemerkbar machen mußte. Um zu einem Verständnis dieser Unsicherheit in den Anschauungen der Prähistorie sowohl in den vergangenen Jahrzehnten als auch in der Gegenwart zu gelangen, muß einmal der Weg verfolgt werden, den die gesamte biologische Forschung — soweit sie auf dem Boden der formalen Genetik stand — seit Entstehen der letzteren nahm. Für uns ist die Entwicklung in der Biologie darum von ausschlaggebender Bedeutung, weil von ihr aus eine weitreichende Beeinflussung der Urgeschichtsforschung stattfand, dieser Einfluß jedoch bisher zu wenig berücksichtigt wurde. Es muß E. Wahle zugestimmt werden, wenn er feststellt: „... doch an das naturwissenschaftliche Denken als solches und an seinen Einfluß auf die Prähistorie hat man noch kaum irgendwo gedacht!“<sup>26)</sup> Die Entwicklung des „naturwissenschaftlichen Denkens“ vollzog sich aber in der Hauptsache auf zwei verschiedenen Wegen.

Die eine Richtung ist dadurch gekennzeichnet, daß sie konsequent an einer rein mechanistischen Erklärung des Evolutionsgeschehens festhält, keine anderen Lösungsversuche gelten läßt und „meint, das Evolutionsproblem sei grundsätzlich gelöst, wenn man wisse, wie neue Arten aus bisherigen entstehen“<sup>27)</sup>. Die entgegengesetzte Richtung hält es für notwendig, zur Erklärung des Evolutionsmechanismus jene durch die formale Genetik heraufbeschworenen Zweifel mit Hilfe neuer Prinzipien zu beseitigen. So verschiedenartig diese neuen Prinzipien auch auf den ersten Blick aussehen mögen, so lassen sie sich doch alle unter dem einen Begriff „Neovitalismus“ zusammenfassen. Der Grundgedanke des Neovitalismus — als dessen Hauptvertreter ist Hans Driesch<sup>28)</sup> zu nennen — besteht darin, mit Begriffen wie „Ganzheit“, „aktives Umkonstruktionsvermögen“, „schöpferische Neubildungen“, „Plan- und Zweckmäßigkeit“ das

<sup>24)</sup> B. Klatt, Vom Prinzip der Ordnung in der Biologie, in: *Universitas* 2, Heft 8, 1947, S. 947.

<sup>25)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 5.

<sup>26)</sup> E. Wahle, Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen. Grenzen der frühgeschichtlichen Erkenntnis I, Heidelberg 1941, S. 135.

<sup>27)</sup> W. Ludwig, 1948, S. 257.

<sup>28)</sup> H. Driesch, Die Biologie als selbständige Grundwissenschaft, 1893, 2. Aufl. 1911. — Der Vitalismus als Geschichte und als Lehre, 1905. — Philosophie des Organischen, 2 Bände, 1909, 2. Aufl. 1921.

Evolutionsproblem zu lösen. Nach der Auffassung der mechanistisch orientierten Experimentalgenetik verlaufen die Mutationen zufällig und richtungslos, diesen Zufall versucht der Neovitalismus durch die angeführten Begriffe auszuschalten. Die Lebensvorgänge vollziehen sich nach ihm durch das Wirksamwerden „besonderer vitaler Naturfaktoren“<sup>29)</sup>.

Auf eine Kritik bzw. Widerlegung des Neovitalismus im einzelnen kann hier verzichtet werden, doch soviel ist offensichtlich: Alle diese Begriffe stellen keineswegs eine Lösung des Evolutionsproblems dar, sie beantworten die wichtigste Frage, nämlich diejenige nach dem geschichtlichen Gewordensein, n i c h t. Wenn von einem „aktiven Umkonstruktionsvermögen“, von „schöpferischen Neubildungen“ gesprochen wird, so muß auch geklärt sein, woher die „Aktivität“, das „Schöpferische“, kommt. Es muß betont werden, daß derartige Prinzipien zwar die Typenmannigfaltigkeit und die Bildung der Typenreihen im Reich der Organismen zu erklären vermögen, aber keineswegs das Zustandekommen der Entwicklung selbst erklären. Diese Begriffe sind und bleiben Hilfs-hypothesen, die dem jeweiligen Stande der Erkenntnisse angepaßt sind und letzten Endes auf metaphysischen Vorstellungen basieren<sup>30)</sup>. Es kann hier die gleiche Frage gestellt werden wie bei den Mutationen, was eigentlich gewonnen ist, wenn an Stelle jener von „schöpferischen Neubildungen“ gesprochen wird oder – wie durch P. Lecomte du Noüy – dem gesamten Entwicklungsgeschehen eine Endbestimmtheit, eine „Telefinalität“<sup>31)</sup>, zugeschrieben wird.

Eine Betrachtung der von der formalen Genetik entwickelten Gedanken-gänge („Kontinuität des Keimplasmas“, „Chromosomentheorie“) lenkt unwill-kürlich den Blick auf Vorstellungen des 17. und 18. Jahrhunderts – E. Haeckel wies bereits darauf hin<sup>32)</sup> –, auf die metaphysischen Spekulationen huldigende Präformations- oder Einschachtelungslehre, nach welcher alle zukünftigen Generationen in dem ersten von Gott geschaffenen Paare mitgeschaffen bzw. ein-geschachtelt waren<sup>33)</sup>. Die Anschauungen des modernen Vitalismus wecken

<sup>29)</sup> M. Hartmann, Die philosophischen Grundlagen der Naturwissenschaften. Erkenntnistheorie und Methodologie, Jena 1948, S. 234.

<sup>30)</sup> Es ist verhältnismäßig einfach, an dieser kritischen Stelle in der Behandlung des Evolutionsproblems mit der Möglichkeit von „Schöpfungsakten“ einer transzentalen Macht zu rechnen, wie es z. B. in „Historia Mundi“, Bd. I, Frühe Menschheit, München 1952, geschieht. Dieser Weg, der von der kulturhistorischen Richtung der Völkerkunde sowohl in der Anthropologie – unter anderen von J. Kälin und A. Portmann – als auch in der Ethnologie – unter anderen von W. Schmidt und W. Koppers – beschritten wird, befriedigt jedoch nicht.

<sup>31)</sup> P. Lecomte du Noüy, Die Bestimmung des Menschen, Stuttgart 1948, S. 99.

<sup>32)</sup> E. Haeckel, Die Amphorideen und Cystoideen, in: Festschrift Gegenbaur, 1896, S. 5.

<sup>33)</sup> J. Swammerdams, 1637–1680; Niclas Malebranche mit seinem Buch „Recherche de la vérité“, 1674; P. L. M. de Maupertius, 1698–1759, und A. von Haller, 1707–1777, seien genannt.

Erinnerungen an Joh. Fried. Blumenbach (1752–1840), der die Theorie des „nisus formativus“, auch „Bildungstrieb“ oder „Lebenskraft“ von ihm genannt, aufstellte<sup>34)</sup>.

Präformationslehre und Lebenskrafttheorie wurden mit dem Darwinismus überwunden, und man könnte versucht sein zu glauben, daß auch die modernen Entsprechungen kaum mehr eine Daseinsberechtigung hätten. Aber es kann nicht bestritten werden, daß sich gerade die neovitalistischen Anschauungen seit der Jahrhundertwende immer mehr durchgesetzt haben, und „die heutige allgemeinbiologische Literatur ist zum größten Teil vitalistisch eingestellt“<sup>35)</sup>.

Von den geschilderten geistigen Strömungen in den Naturwissenschaften — Mechanismus und Neovitalismus<sup>36)</sup> — gingen nun jene Einwirkungen aus, die ihren so eigentümlichen Niederschlag in der Urgeschichtsforschung fanden, wobei festgestellt werden muß, daß die vitalistische Richtung zweifellos den stärksten Einfluß ausübte. Die Urgeschichtsforschung folgte um so bereitwilliger diesen Anschauungen der Naturwissenschaften, als sich ja das Bündnis schon einmal bei der Übernahme der typologischen Methode so gut bewährt hatte. Entsprechend der Gegensätzlichkeit in den Auffassungen der Naturwissenschaften ging auch die Urgeschichtsforschung bei der Lösung der ihr gestellten Aufgaben in der Hauptsache einen doppelten Weg, einmal den rein mechanistischen und zum anderen den des Vitalismus bzw. des Neovitalismus. Beide Wege sind bekannt und, da sie in der Gegenwart noch beschritten werden, leicht zu erkennen. Hinzu kommt, daß wohl jeder einzelne in der Urgeschichtswissenschaft tätige Forscher auf irgendeine Weise von diesen Anschauungen eine Beeinflussung erfahren hat und eine bestimmte Stellung — in bejahendem oder ablehnendem Sinne — einnimmt.

<sup>34)</sup> J. F. Blumenbach, *De generis humani varietate nativa liber*, Göttingen 1776.

<sup>35)</sup> M. Hartmann, 1948, S. 233.

<sup>36)</sup> Innerhalb des Neovitalismus nimmt der Psychovitalismus eine besondere Stellung ein. Dieser Psychovitalismus ist für uns darum von einem Interesse, da von ihm aus über R. Semion und E. Bleuler die Verbindungen z. G. Schwantes — siehe G. Schwantes, 1952, S. 6 — führen. In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß im Gegensatz zum Psychovitalismus K. Lorenz, der die menschlichen Denkkategorien von bestimmten Reaktions- und Verhaltensweisen der Tiere phylogenetisch ableitet, keinerlei unbewiesene, irrationale Erklärungsversuche anerkennt. Bei K. Lorenz heißt es z. B.: „Angesichts der engen Verbundenheit, die unsere Anschauungsform des Raumes zu vormenschlichen Methoden der Raumorientierung zeigt, und besonders in Anbetracht der nahezu kontinuierlichen Kette, die von einfachsten richtenden Reflexmechanismen bis zu den höchsten einsichtigen Leistungen des Menschen heraufführt, erscheint es uns als völlig unberechtigt, außerordentliche Entstehungsweisen für die wichtigste und grundlegende Vorformung unseres rationalen Denkens zu postulieren.“ — K. Lorenz, Kants Lehre vom Apriorischen im Licht gegenwärtiger Biologie, in: Blätter für deutsche Philosophie 15, 1941; zitiert nach M. Hartmann, 1948, S. 226.

Die mechanistische Richtung in der Urgeschichtsforschung sieht in der Aufstellung einer lückenlosen Formenreihe das Wesentliche und glaubt, damit der Aufhellung der urgeschichtlichen Entwicklung Genüge getan zu haben, oder wie sich E. Sprockhoff ausdrückt: „... vielfach erschöpft sich die wissenschaftliche Arbeit in der Aufstellung typologischer Reihen als dem Abbild des einstigen Geschehens“<sup>37)</sup>. Im Rahmen einer nur typologischen Betrachtungsweise wird dann z. B. „die typologische Einteilung“ einer bestimmten Keramikform „zum Grundproblem“ der Arbeit, und ein „statistisch-rechnerisches Verfahren“ ermöglicht die Lösung des Problems<sup>38)</sup>. Der Widerspruch gegen die rein mechanistische Forschungsweise ist oft genug laut geworden, und wir müssen diesen Stimmen in ihrer Ablehnung des Formalismus in der Urgeschichtsforschung recht geben. „Aus allen Bemühungen um die Erkenntnis der frühesten menschlichen Kulturzusammenhänge scheint mir heute noch eine allzu starke Bewertung der rein formalen Gegebenheiten zu sprechen, die, wie ich fürchte, die Urgeschichtsforschung und besonders ihren altsteinzeitlichen Sektor auf Abwege führt. Die Suche oder besser die Sucht nach Typen und Zusammenhängen zwischen diesen nach Entwicklungsreihen, die zum Teil völlig unabhängig voneinander Hunderttausende von Jahren hindurch zu verfolgen sein sollen, muß sie nicht schließlich zu einer blutleeren, schematischen Typenlehre führen, wie wir sie doch gerade überwinden wollen?“<sup>39)</sup> fragt W. Adrian.

Die vitalistisch eingestellte Richtung in der Urgeschichtswissenschaft zeigt ein ebenso schillerndes Gesicht wie der Neovitalismus selbst, alles, was von Seiten der Naturwissenschaften in die Diskussion um die Erklärung des Evolutionsgeschehens geworfen wurde, findet sich in irgendeiner Form in der Prähistorie wieder<sup>40)</sup>. Die Theorie von der „Kontinuität des Keimplasmas“ — unbewiesen und im Grunde nichtssagend — lässt die Auffassung von der Konstanz des Volkscharakters, von der Konstanz der „Eigenart eines Volkes oder Kulturreises“<sup>41)</sup> entstehen. Ein Satz von H. Hahne mag diese Einstellung beleuchten: „Das Durchhalten eines auf einer bestimmten Menschenartung und Rasse aufgebauten Volkes im Daseinskampfe wird an das Ungestörtbleiben eines bestimmten für dieses Volk ‚hochwertigen‘ Erbkernes in seinem leiblichen Zustand gebunden sein: so einst wie heute“<sup>42)</sup>. Gewiß, an der Existenz der psychischen Eigenart einer bestimmten Menschengruppe kann nicht gezweifelt

<sup>37)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 86.

<sup>38)</sup> H. Gatermann, Die Becherkulturen in der Rheinprovinz, Würzburg 1943..

<sup>39)</sup> W. Adrian, Die Frage der norddeutschen Eolithen, Paderborn 1948, S. 223.

<sup>40)</sup> Man ist zutiefst erschüttert, wenn man erkennt, wie gering eigentlich der Beitrag ist, den die Prähistorie trotz ihrer ständigen Beschäftigung mit den Zeugnissen einer Entwicklung zur Lösung des Entwicklungsproblems im allgemeinen beigetragen hat.

<sup>41)</sup> N. Åberg, 1929, S. 510.

<sup>42)</sup> H. Hahne, Das vorgeschichtliche Europa, Bielefeld-Leipzig 1935, S. 94.

werden, aber es ist ein schwerwiegender methodologischer Fehler, dasjenige zur Grundlage der Forschung zu machen, was eigentlich das Ziel der Forschung sein sollte, d. h.: die psychische Eigenart ist ein historisches Gebilde, sie ist somit Gegenstand der Typologie und nicht einfach deren Voraussetzung.

Das vom Neovitalismus behauptete, angeblich der lebenden Materie a priori innewohnende Gestaltungsprinzip — die Kraft zu „schöpferischen Neubildungen“, das „aktive Umkonstruktionsvermögen“, die „autonome Evolutionskraft“, der „Wille zur Vervollkommnung“ — wird in der Urgeschichtsforschung zum „Willen“ des einzelnen Menschen, der Träger und Gestalter des ganzen geschichtlichen Wandels und Werdens ist. Summiert ergibt der Wille des einzelnen dann den Willen der Völker. „... also: ein starker, tatkräftiger, expansionslüsterner Wille im Verein mit einem gewissen Konservatismus, einer gewissen Trägheit und Hartnäckigkeit geben zusammen ein gutes Material für den Typologen ab. Derartige Eigenschaften zeichnen stärker die germanischen Völker als die Südländer mit ihrem wechselnden leichten und spiegelnden Temperament aus, und deshalb ist die Typologie mehr in dem primitiven Germanien zu Hause als in dem primitiven Süden“<sup>43)</sup>.

Ein großer Teil der Fehler, die bei Anwendung der typologischen Methode entstanden, resultieren aus der Tatsache, den Begriff von der „Kontinuität des Keimplasmas“ als „Kontinuität des Volkscharakters“ in die urgeschichtliche Forschung aufgenommen zu haben, ohne an die sich daraus ergebenden möglichen Abwege zu denken. Fragen wir ernsthaft, was mit dem „Volkscharakter“ als unwandelbare Größe, mit dem „Willen des einzelnen“, mit dem „Willen der Völker“ für die Erklärung historischer Begebenheiten gewonnen war, so müssen wir eingestehen, daß lediglich das nicht gelöste Problem durch ein Wort, durch einen Begriff ersetzt wurde, dessen Inhalt sich aus den Anschauungen seiner Zeit ergab.

Doch die Tatsache der Übernahme naturwissenschaftlicher, speziell biologischer Gedankengänge soll noch durch weitere Hinweise erläutert werden. Die formale Genetik lehnt, wie wir sahen, die Vererbung erworbener Eigenschaften ab. Die Übernahme dieses Gedankens im Zusammenhang mit dem eben genannten Prinzip von der Kontinuität des Volkscharakters ließen als notwendige Folge die Fragen nach den klimatisch-geographischen Bedingungen der Umwelt, die Frage nach den Kultureinflüssen fast völlig in den Hintergrund treten<sup>44)</sup>.

<sup>43)</sup> N. Åberg, 1929, S. 515. — Es läßt sich aus diesen Worten Åbergs sogar der Schluß ziehen, daß nicht die typologische Methode die konstante Größe ist, sondern der Volkscharakter, und dieser eigentlich über die Anwendungsmöglichkeit und den Anwendungsbereich der typologischen Methode entscheidet.

<sup>44)</sup> Die Zeit und Kräfte raubende Auseinandersetzung mit der „siedlungsarchäologischen Methode“ G. Kossinna geht meines Erachtens letztlich um die Frage, ob dem Entwicklungs-

Warum sollte man auch nach derartigen die geschichtliche Entwicklung beeinflussenden Faktoren fragen, da ja die Verschiedenartigkeit bzw. Eigentümlichkeit in der Gestaltung der Werkzeuge, des Schmuckes, der Grabsitten und der Siedlungsweise dem „Volkscharakter“ oder der „Eigenart“ entsprang? <sup>45)</sup>.

Die Typologie als Spiegelbild des Wirksamwerdens der „Eigenart“ in Raum und Zeit ohne eine stärkere Berücksichtigung der Faktoren „Umweltbedingungen“ und „Kultureinflüsse“ führte ebenfalls zu jenen Sackgassen, die E. Sprockhoff — im Anschluß an seine Feststellung, daß wir in der Keramik der älteren Ganggrabzeit Ausläufer der südosteuropäischen bemalten Keramik zu sehen haben — mit den Worten charakterisiert: „Das Gegensätzliche zwischen der Dolmenware und der Ganggrabkeramik erklärt sich nunmehr durch den Ablauf gewisser geschichtlicher, vielleicht auch kulturhistorischer Vorgänge, auch wenn wir diese Wege im einzelnen noch nicht aufzuzeichnen vermögen. Der Wandel erfolgte dagegen nicht — obwohl wir uns ständig redlich darum bemüht haben — auf gesetzmäßigem, etwa einem inneren Reifeprozeß entsprechendem Wege, sondern eine von außen wirkende Kraft schuf letzten Endes das neue Gesicht. Damit sehen wir im Neolithikum dieselben umbildenden Gewalten wirksam sein, deren Bedeutung wir im Bronzealter und in der La-Tène-Zeit feststellen konnten. Auch das nordische Neolithikum ist so eng mit dem gesamteuropäischen Neolithikum verflochten, daß seine Betrachtung gewissermaßen unter Ausschluß der Öffentlichkeit zu Einseitigkeiten und fehlerhafter Beurteilung des historischen Geschehens führen muß“ <sup>46)</sup>.

Wenn E. Sprockhoff hier an konkreten Beispielen die Fehler aufzeigt, die durch falsche Anwendung der typologischen Methode in der „Beurteilung des historischen Geschehens“ gemacht wurden, so war es notwendig, den Ursachen dieser Fehler einmal nachzugehen, d. h. der Frage, warum es zu diesen Irrtümern kam. Wir fanden — zwar nicht ausschließlich, aber zum überwiegenden Teil — eine Antwort in der Tatsache, daß die engen Bindungen an die Naturwissenschaften auch die Übernahme entweder von Grund auf falscher Prinzipien oder inzwischen überholter Begriffe mit sich brachten. Gerade das letztere ist

---

geschehen in der menschlichen Geschichte ein Prinzip zugrunde gelegt werden kann — jenes von der Konstanz der Arten —, welches den Erkenntnissen der modernen Biologie widerspricht. — Zur rein archäologischen Fragestellung im Zusammenhang mit der Methode G. Kossinna siehe auch Jan Filip, Die indoeuropäische Frage und das Volk der Schnurkeramik, in: Archeologické rozhledy IV, 1952, Heft 1, S. 38—59.

<sup>45)</sup> Wie sehr eine andere Betrachtungsweise zu einem wesentlich richtigeren Verständnis prähistorischer Probleme führen kann, zeigt die Arbeit von H. Jankuhn, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Angeln vor ihrer Auswanderung nach England, in: Jahrbuch des Angler-Heimatvereins 14, 1950, S. 28 ff. — Dazu auch H. Jankuhn und R. Schütrumpf, Siedlungsgeschichte und Pollenanalyse in Angeln, in: Offa 10, 1952, S. 28 ff.

<sup>46)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 107.

aber in der Urgeschichtswissenschaft der Fall, die Erklärung für diese Erscheinung ist verhältnismäßig einfach.

Dem Urgeschichtsforscher ist das Überleben bestimmer Formen in den vom Entwicklungszentrum entfernt liegenden Rand- und Außenzonen eine gut bekannte Erscheinung bei der Analyse geschichtlicher Entwicklungsabläufe. Der gleichen Erscheinung können wir bei einer Analyse des Werdeganges der Urgeschichtsforschung begegnen. Eines der Entwicklungszentren, von dem sowohl die gesicherten wissenschaftlichen Erkenntnisse übernommen wurden als auch die Fragen der Erkenntnistheorie ausgingen, war in den letzten 100 Jahren zweifellos die Naturwissenschaft. Die Urgeschichtsforschung lag zum Zeitpunkt ihrer Verselbständigung diesem Zentrum nahe („Darwinismus“ — „typologische Methode“). Ähnlich war das Verhältnis noch in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts, ein Wechsel in den biologischen Grundanschauungen („Chromosomentheorie der Vererbung“) fand verhältnismäßig schnell seinen Niederschlag in der Urgeschichtsforschung („archäologische Mutationen“, „siedlungsarchäologische Methode“). Je mehr sich aber die Urgeschichtsforschung — notwendigerweise — zu einer *historischen* Wissenschaft entwickelte, desto weiter geriet sie in die Rand- und Außenzone der Naturwissenschaften. So kommt es, daß naturwissenschaftliche Anschauungen und Begriffe in der Urgeschichtswissenschaft „überleben“ und ein epigonenhaftes Dasein führen, obwohl für sie keine Existenzberechtigung mehr vorhanden ist. Folgender Hinweis mag als Beispiel dienen:

Mit der Übernahme neovitalistischer Prinzipien, die zu Beginn unseres Jahrhunderts entwickelt wurden, fand auch der Begriff der „Lebenskraft“ — als das alles Evolutionsgeschehen bewirkende Grundprinzip — Eingang in die Urgeschichtswissenschaft<sup>47)</sup>. Die Auseinandersetzung um die Lebenskraft als gestaltendes Prinzip setzte in der Biologie bereits vor 50 Jahren ein<sup>48)</sup>, und vor 25 Jahren stellte von philosophischer Seite aus Max Scheler fest: „Für uns ist es ein ... großer Irrtum, ... anzunehmen, die höheren Seinsformen seien Ursache der niedrigeren, es gäbe z. B. je eine Lebenskraft, eine Bewußtseinstätigkeit, einen von Hause aus mächtigen tätigen Geist (Vitalismus und Ide-

<sup>47)</sup> Der von E. Wahle im Jahre 1941 unternommene Versuch, diesen Begriff mit Inhalt zu füllen, und der vorliegende Beitrag kennzeichnen ebenfalls dieses Überleben bzw. das Kulturgefälle von den Naturwissenschaften zur Urgeschichtsforschung. Letzteres geht auch aus folgenden Worten von E. Wahle hervor: „Allerdings lehrt ein Blick in das heutige Schrifttum sehr bald, daß die Vorstellung von der sich über einen längeren Zeitraum erstreckenden Fundprovinz der Deutung durch eine hinter ihm stehende Lebenskraft noch entbehrt.“ — E. Wahle, 1941, S. 118.

<sup>48)</sup> Z. B. L. Plate, in: Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1904, Heft 1, S. 132—133, gegen die neovitalistischen Ansichten von E. v. Hartmann, Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie, in: Archiv für systematische Philosophie 9, Heft 2, S. 139—178; Heft 3, 1903, S. 331—377.

lismus)“<sup>49)</sup>. Wiederum 25 Jahre später müssen wir selbst uns mit diesem Begriff auseinandersetzen. An sich ist der Begriff der Lebenskraft vage und leer, und er muß es sein, da er metaphysischen Spekulationen entstammt. E. Wahle, den wir innerhalb des Problemkreises „Lebenskraft“ als Repräsentanten nehmen können, möchte diesen Begriff jedoch als gestaltendes Prinzip für das Entwicklungsgeschehen in der menschlichen Geschichte beibehalten: „Genau so wie die archäologische Typenreihe der Belebung bedarf, so auch die Typentafel. Dort gehen die Anregungen von der Einzelgestalt aus, welche an der Vervollkommnung eines Gerätes arbeitet; hier vereinigt sich ein ganzer Kreis von schöpferischen Werkstätten zu einem in einheitlicher Richtung liegenden Tun und offenbart damit die Lebenskraft der ethnischen Gemeinschaft. Die ursächliche Auffassung der Typenreihe hat auf dem hinter ihr stehenden Menschen aufzubauen, und ebenso muß die Deutung der Kulturprovinz davon ausgehen, daß sie ihr Dasein einem gleichermaßen geschlossenen wie aktiven Lebenskreis verdankt. Diese Vorstellung von der Lebenskraft erscheint dazu geeignet, der archäologischen Ethnographie eine neue Richtung zu weisen . . .“<sup>50)</sup>.

Die von E. Wahle vertretene Auffassung von der Lebenskraft ist seiner Meinung nach geeignet, die Urgeschichtsforschung in neue Bahnen zu lenken, und das kann um so eher geschehen, als sich in den Typentafeln diese Lebenskraft zu erkennen gibt. Selbst der Rhythmus, in welchem sich diese Lebenskraft äußert, läßt sich nach E. Wahle durch das Studium der Typentafeln nachweisen. Dieser Rhythmus stellt sich so dar, daß „einer kurzen ‚Nährperiode‘ eine lange Zeit des Zehrens an diesem Neuen folgt“<sup>51)</sup>. Die Annahme eines derartigen Rhythmus in dem Entwicklungsablauf der menschlichen Geschichte ist besonders aus dem Grunde — wie E. Wahle glaubt — gerechtfertigt, da sich über die archäologischen Zeugnisse hinaus Entsprechungen im übrigen Reich der Orga-

<sup>49)</sup> M. Scheler, *Die Stellung des Menschen im Kosmos*, Darmstadt 1928, S. 75—76. — Die Theorie von der Lebenskraft führt nach M. Scheler „zu dem haltlosen Unsinn einer sogenannten ‚teleologischen‘ Weltanschauung, wie sie die gesamte theistische Philosophie des Abendlandes beherrscht“ (M. Scheler, 1928, S. 76). Ein gutes Beispiel auf dem Gebiet der Urgeschichtswissenschaft bietet aus den gleichen Jahren E. Dennert mit seinem Buch „Das geistige Erwachen des Urmenschen. Eine vergleichende experimentelle Untersuchung über die Entstehung von Technik und Kunst“, Weimar 1929. E. Dennert übernimmt bewußt den neovitalistischen Begriff vom „schöpferischen Geist“, der allem geschichtlichen Geschehen als gestaltendes Prinzip zugrunde liegt: „Wo ein bearbeitetes Werkzeug vorliegt, da war schöpferischer Geist tätig“ (E. Dennert, 1929, S. 69). Die Tätigkeit des „schöpferischen Geistes“ wird dann über 400 Seiten am urgeschichtlichen Material bewiesen. Fragen wir schließlich, woher dieser Geist denn kommt, so erhält man folgende Antwort: „Wie er in dem von uns geforderten Menschenstamm zum ersten Male erschienen ist, das wird sich unserem Wissen stets entziehen“ (E. Dennert, 1929, S. 47).

<sup>50)</sup> E. Wahle, 1941, S. 117.

<sup>51)</sup> E. Wahle, 1941, S. 118.

nismen finden<sup>52)</sup>. Über die Berechtigung, die Erscheinungen im Tierreich mit denen der menschlichen Geschichte zu parallelisieren oder sogar zu identifizieren, wird weiter unten noch zu sprechen sein. Uns selbst interessiert im vorliegenden Zusammenhang nicht so sehr die Erscheinungsform der Lebenskraft, sondern das tiefere Problem des Wesens der Lebenskraft, d. h. die Frage, was sie ist und woher sie kommt. Wir sind nämlich der Auffassung, daß zum Wesen der Typologie vorgedrungen werden könnte, wenn das Wesen der Lebenskraft richtig erfaßt wird, denn diese „offenbart“ sich ja in den Typentafeln, steht „hinter der Fundprovinz“.

Die Antwort, die wir auf unsere Frage nach dem Wesen der Lebenskraft bei E. Wahle finden, befriedigt nicht ganz. Selbst die von E. Wahle an sich sparsam verwandten Synonyme, wie „aktive Lebenskreise“, „aktive Lebensgemeinschaft“<sup>53)</sup>, „Betonung der Dynamik“<sup>54)</sup>, scheinen nicht geeignet, uns dem Wesen der Lebenskraft näherzubringen. Gewiß, an einer Stelle betont E. Wahle: „Indem aber die Lebenskraft jeweils ein Ergebnis von Rasse und Rassenmischung, von Umweltfaktoren und geschichtlicher Entwicklung ist, hat sie in jedem einzelnen Fall ihre ganz persönliche Prägung und spiegelt sie damit die Einmaligkeit alles historischen Geschehens“<sup>55)</sup>.

Es muß zugegeben werden, daß hier die Lebenskraft in ihrer ganzen Problematik wesentlich tiefer gesehen wird, als es bisher der Fall war. Sie ist nicht einfach ein Prinzip, welches von einer transzendenten Stelle aus in die Dinge hineingelegt wurde und nun weiter wirkt, sondern auch ein Ergebnis der „geschichtlichen Entwicklung“<sup>56)</sup>. Folgende Einwände jedoch müssen gegen die Konzeption von E. Wahle und damit gegen den „neovitalistischen“ Weg in der Urgeschichtsforschung erhoben werden. Im gleichen Zusammenhang spricht E. Wahle nämlich auch von der „Konstanz des Erbgutes“ — im Sinne der von der formalen Genetik behaupteten „Kontinuität des Keimplasmas“ — und von der „Autonomie der menschlichen Gemeinschaften, der Rassen, Völker und

<sup>52)</sup> Hierbei stützt sich E. Wahle auf die Arbeiten von K. Beurlen. Ein weiterer Beweis für die — in diesem Fall bewußte — enge Verbindung zwischen den Naturwissenschaften und der Urgeschichtswissenschaft.

<sup>53)</sup> E. Wahle, 1941, S. 117. — In der Biologie lautet dieser Begriff: „aktives Umkonstruktionsvermögen“ oder „orthogenetische Umkonstruktion“.

<sup>54)</sup> E. Wahle, 1941, S. 129.

<sup>55)</sup> E. Wahle, 1941, S. 145.

<sup>56)</sup> Die Gedanken von E. Wahle ließen sich auch noch in eine andere Richtung verfolgen: Einmal bewirkt die Lebenskraft die geschichtliche Entwicklung, da sie „hinter der Fundprovinz“ steht. Zum anderen ist die Lebenskraft das „Ergebnis der geschichtlichen Entwicklung“, sie ist also geschaffen. Insgesamt haben wir hier eine dialektische Betrachtungsweise vor uns, die stärkste Beachtung verdient. Denn unter dem Gesichtspunkt der Dialektik kann tatsächlich eine Belebung der Typologie erfolgen, doch würde ein Eingehen auf diese Frage im Augenblick zu weit führen.

Kulturprovinzen“<sup>57)</sup>). Unter Voraussetzung dieser Größen und unter Hinzunahme des Begriffes der Lebenskraft (Dynamik) möchte E. Wahle die „Prähistorie aus den mechanistischen Fesseln lösen“ und den Weg „in die Richtung einer lebensgeschichtlichen Aufassung“ weisen<sup>58)</sup>). Aber ist das möglich unter Annahme der „Konstanz des Erbgutes“? Führt sie nicht dazu, die menschliche Geschichte als chaotische Anhäufung von Unglücksfällen zu betrachten, welche den Genen zustoßen? Ist die Befreiung aus mechanistischen Fesseln möglich unter Annahme einer „Autonomie der menschlichen Gemeinschaften, der Rassen, Völker“? Man versuche einmal, diese Autonomie als geschichtliche Wirklichkeit und als Faktor der geschichtlichen Entwicklung mit Hilfe der typologischen Methode am und im archäologischen Material nachzuweisen. Ein derartiger Versuch kann nur zu leicht ein Resultat zeitigen, das nicht sehr von demjenigen verschieden ist, welches J. Andree<sup>59)</sup> erzielte und das E. Wahle selbst mit Recht ablehnt<sup>60)</sup>). Und die „Autonomie der Kulturkreise“? Kann mit diesem Begriff die Urgeschichtsforschung erfolgreich belebt werden? Bedeutet ihre Annahme nicht jenen Fehler, auf welchen wiederum E. Sprockhoff so nachdrücklich hinweist, indem er die „Berücksichtigung der historischen bzw. urgeschichtlichen Gesamtlage“ als „unabdingbare Notwendigkeit“ fordert<sup>61)</sup>? Eine Betonung der „Autonomie der Kulturkreise“ führt wenigstens auf jenen Seitenweg, welchen G. Childe mit den Worten charakterisiert: „Die Archäologie neigt dazu, eher eine Wissenschaft von einzelnen Kulturen als von der Kultur zu werden“<sup>62)</sup>. Letztlich die „Lebenskraft“? Steht sie als Realität in Dynamik und Rhythmus hinter den Fundprovinzen? Ist ihre Existenz wirklich einwandfrei nachgewiesen? Oder ist sie nicht doch nur ein *heuristisches Prinzip*, d. h. ein Begriff, welcher hypothetisch als Ausgangspunkt dient, welcher der Forschung — sofern kein anderes, besseres Prinzip zur Verfügung steht — Richtung und Ziel weisen kann, der jedoch mit zunehmender Aufhellung der tatsächlichen geschichtlichen Zusammenhänge durch eine kausalgesetzliche Erklärung ersetzt werden muß.

Man bedenke einmal folgendes: Die formale Genetik lehnt den modifikatorischen Einfluß der Umweltfaktoren und die Vererbung erworbener Eigenschaften entschieden ab und behauptet die Konstanz des Erbgutes. E. Wahle behauptet ebenfalls die Konstanz des Erbgutes, zugleich aber auch, daß die Lebenskraft unter anderem ein „Ergebnis . . . der Umweltfaktoren und der geschichtlichen Entwicklung“ ist. Diese Erkenntnis bedeutet aber nichts anderes

<sup>57)</sup> E. Wahle, 1941, S. 145.

<sup>58)</sup> E. Wahle, 1941, S. 145.

<sup>59)</sup> J. Andree, *Der eiszeitliche Mensch in Deutschland und seine Kulturen*, Stuttgart 1939.

<sup>60)</sup> E. Wahle, 1941, S. 70.

<sup>61)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 104.

<sup>62)</sup> G. Childe, *Stufen der Kultur von der Urzeit zur Antike*, Stuttgart 1952, S. 25.

als die Anerkennung des modifikatorischen Einflusses der Umweltfaktoren und schließlich die Anerkennung der Tatsache von der Vererbung ererbener Eigenschaften<sup>63)</sup>. So steht E. Wahle denn im Widerspruch zu den Behauptungen der formalen Genetik, und es ist nicht einzusehen, warum trotzdem von ihm das Prinzip der „Lebenskraft“, diese neovitalistische Hilfshypothese der formalen Genetik, in die Urgeschichtswissenschaft übernommen wird.

Es leuchtet ein, daß die von E. Wahle vertretenen Auffassungen über das Evolutionsgeschehen im allgemeinen und über den Entwicklungsablauf in der Menschheitsgeschichte im besonderen in ihrer Widersprüchlichkeit keine gesicherte Grundlage für die Frage nach dem Wesen der Typologie abgeben. Zusammenfassend müssen wir also feststellen, daß auch der von E. Wahle aufgezeigte Weg noch viele Fragen offen läßt, um vorbehaltlos beschritten werden zu können. Wir bezweifeln, daß auf solche Weise die Urgeschichtsforschung aus ihren „mechanistischen“ Fesseln gelöst werden kann, denn was sie dafür ein tauscht, ist die Verstrickung in neovitalistische, metaphysische Spekulationen.

### III.

Als letztes seien noch die in der Urgeschichtsforschung herrschenden An schauungen, soweit sie der unmittelbaren Gegenwart angehören und soweit sie unsere Fragestellung berühren, einer kurzen kritischen Analyse unterzogen.

Die Typologie und die Anwendung der typologischen Methode finden in der Gegenwart ihre Rechtfertigung in der Parallelisierung des Evolutions geschehens im Reich der Organismen mit der geschichtlichen Entwicklung im Reich des menschlichen Wirkens. Im Gegensatz zu den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wird jedoch ein absoluterer Standpunkt vertreten. Während wir bei Åberg im Grunde noch die Tendenz spüren, daß es sich nur um „Analogien“<sup>64)</sup> handelt und daß „die Altertümer sich entwickeln, als ob sie lebende Organismen wären“<sup>65)</sup>, wird nunmehr die Identität beider Erscheinungen behauptet. Einige Beispiele mögen zur Illustrierung dienen. Bei A. van Scheltema heißt es: „Eine ausreichende Erklärung für den Gleichlauf der vorzeitlich ornamentalen und der natürlichen Formenentwicklung bleibe der philosophischen Besinnung überlassen. Wir können nur annehmen, daß wir in beiden Entwicklungsreihen einen inner gesetzlich und zielstrebend bedingten Prozeß fortschreitender geistiger Befreiung und Erfüllung vor uns haben, der sich beide Male in der Abfolge gleicher oder vergleichbarer Formstufen auswirkt“<sup>66)</sup>. O.-F. Gandert stellt fest: „Unter dem

<sup>63)</sup> Es sei daran erinnert, daß G. Schwantes mit der Möglichkeit der Vererbung ererbener Eigenschaften rechnet. Siehe G. Schwantes, 1952, S. 7.

<sup>64)</sup> N. Åberg, 1929, S. 510.

<sup>65)</sup> N. Åberg, 1929, S. 508.

<sup>66)</sup> F. A. van Scheltema, 1947, S. 58.

gleichen Gesichtspunkt wie Ammonshörner und Pferdefüße lassen sich nun auch die Dinge aus Menschenhand in ihrer Entwicklung studieren ... Wie wir den Gegenstand unserer Betrachtung auch drehen und wenden, immer wieder steht die Naturgesetzlichkeit vor uns, der sich der Mensch nicht entziehen kann“<sup>67)</sup>. Fr. Schlette behauptet: „Die typologische Methode ist die Anwendung des Entwicklungsgesetzes auf die Erzeugnisse des Menschen“<sup>68)</sup>. Bei W. F. Albright findet sich der Satz: „Der verständnisvolle Erforscher der ganzen Geschichte des Menschen kann nur eine Antwort haben: Es gibt eine Intelligenz und einen Willen, die sich sowohl in Geschichte als Natur ausdrücken — denn Geschichte und Natur sind eins“<sup>69)</sup>.

Größere Bedeutung kommt zweifellos den Ausführungen von G. Schwantes zu. Nach ihm stellen Typenserien und Typenreihen bei oberflächlicher Betrachtung nur „äußere Analogien“<sup>70)</sup> zu den Typenreihen im übrigen Reich der Organismen dar. Eine Wesensverwandtschaft und sogar Identität ergibt sich jedoch durch das in der gesamten Organismenwelt wirkende, „einheitlich gedachte Grundprinzip“<sup>71)</sup>. Indem sich G. Schwantes den neovitalistischen Gedankengängen von E. Hering, R. Semon und E. Bleuler<sup>72)</sup> anschließt, kommt er zu folgendem Ergebnis: „Und wie nun mnemische Vorgänge auf der einen Seite im Laufe der Evolution die körperlichen Formen Schritt für Schritt in ständig veränderter Weise schaffen, die sich uns in Entwicklungsreihen offenbaren, so hat dasselbe Prinzip nach dem Grundsatz, daß die Natur keine Sprünge macht, auch die der Gedankenwelt entspringenden Formen der Zivilisationsgüter in typologischen Reihen entstehen lassen. Wir kommen damit auf die Vermutung, daß die typologischen Reihen der Urgeschichte und der Evolution möglicherweise nicht nur auf einer äußerlichen Analogie beruhen, sondern auf identischem Geschehen“<sup>73)</sup>.

<sup>67)</sup> O.-F. G a n d e r t , 1950, S. 45 u. 47—48.

<sup>68)</sup> Fr. S c h l e t t e , 1951/52, S. 84.

<sup>69)</sup> W. F. A l b r i g h t , 1949, S. 121.

<sup>70)</sup> G. S c h w a n t e s , 1952, S. 4.

<sup>71)</sup> G. S c h w a n t e s , 1952, S. 7.

<sup>72)</sup> E. H e r i n g , Über das Gedächtnis als eine allgemeine Funktion der organischen Materie, Vortrag im Jahre 1870 vor der Wiener Akademie. — P. S e m o n , Die Mneme als erhaltendes Prinzip im Wechsel des organischen Geschehens, 1904. — E. B l e u l e r , Die Psychoide als Prinzip der organischen Entwicklung, 1925. — Allein die Titel dieser von G. Schwantes genannten Arbeiten charakterisieren in ausgezeichneter Weise den Neovitalismus: Das Gedächtnis, die Mneme oder die Psychoide bilden die Grundprinzipien bei der Erklärung des Evolutionsgeschehens. In diesem Zusammenhang mag eine Stelle bei M. Scheler zitiert sein: „... jene Fähigkeit . . . die wir als assoziatives Gedächtnis (Mneme) bezeichnen. Diese Fähigkeit kommt keineswegs, wie Hering und Semon meinten, allen Lebewesen zu. Sie fehlt den Pflanzen, wie schon Aristoteles richtig gesehen hat.“ — M. Scheler, 1928, S. 31.

<sup>73)</sup> G. S c h w a n t e s , 1952, S. 7.

Die tatsächlich vorhandene typologische Abfolge in der Geschichte des Menschen und die Notwendigkeit der Anwendung der typologischen Methode auf die Zeugnisse menschlicher Geschichte werden allgemein, wie gezeigt wurde, aus der Behauptung einer Identität zwischen Evolutionsgeschehen in der organischen Natur und dem Entwicklungsgang im Reiche des Menschen abgeleitet. Der Beweis für diese Identität wird verschieden geführt — wie im Fall G. Schwantes in tieferer Schau — oder er unterbleibt. Das letztere geschieht bei A. van Scheltema, wenn er die „ausreichende Erklärung“ für das Phänomen der Identität der „philosophischen Besinnung“ überlassen will. Eine kurze Bemerkung sei an dieser Stelle gestattet: Uns scheint, daß der Ruf nach der Hilfe der Philosophen ungehört verhallen wird. Es fällt auf, daß der gleiche Ruf auch von naturwissenschaftlicher Seite zu hören ist. So sagt B. Klatt: „Die Frage nach einem letzten ‚Warum‘, die immer bleiben wird, ist nicht Angelegenheit der Wissenschaft“<sup>74)</sup>. Unterzieht man sich der Mühe und fragt die Philosophen — die geforderte letzte Instanz —, so erhält man keineswegs eine befriedigende Antwort. Was kann auch von einem Philosophen erhofft werden — ich denke an K. Jaspers<sup>75)</sup> —, der allein über die Prähistorie in der Hauptsache zu dem Urteil eines ‚Ignoramus‘ kommt: „Die Vorgeschichte ist eine ungeheure Realität — denn in ihr ist der Mensch zur Erscheinung gekommen —, doch eine Realität, die wir im Grunde nicht kennen. Aber wenn wir fragen, was wir Menschen eigentlich sind, und Antwort suchen durch die Erkenntnis, woher wir kommen, so können wir uns nicht tief genug in das Geheimnis der Vorgeschichte versenken. Dieses Dunkel hat eine Anziehungskraft, die uns mit Recht lockt — und bereitet uns ständig Enttäuschungen durch Nichtwissen“<sup>76)</sup>. Angesichts des Rufes nach der Hilfe des Philosophen kann man nur sagen: wenn sich die Rechtfertigung der eigenen Arbeitsweise nicht überzeugend aus den Resultaten ergibt, dürfte es wohl zwecklos sein, sich diese Rechtfertigung von anderer Seite geben zu lassen. Doch kehren wir zu unserer eigenen Fragestellung zurück.

O.-F. Gandert, Anhänger der Theorie von der Entwicklung in makroevolutiven Schritten, versucht den Beweis der Identität mit Hilfe der von O. H. Schindewolf entwickelten Theorie des Typostrophismus zu führen. Zur Erläuterung für denjenigen, dem diese Gedankengänge nicht ganz vertraut sind, seien über die von O.-F. Gandert<sup>77)</sup> zitierten Stellen hinaus noch weitere Stellen aus der Arbeit von O. H. Schindewolf gebracht: „Wir fassen zusammen: Entgegen dem Darwinismus vermögen wir im Artenwandel nicht das ausschließliche und ausschlaggebende Mittel der Stammesentwicklung zu sehen. Weit wesent-

<sup>74)</sup> B. Klatt, 1947, S. 948.

<sup>75)</sup> K. Jaspers, *Vom Ursprung und Ziel der Geschichte*, Zürich 1949.

<sup>76)</sup> K. Jaspers, 1949, S. 66.

<sup>77)</sup> O.-F. Gandert, 1950, S. 44 ff.

licher erscheinen uns die Typenumgestaltungen oder Typostrophien größerer Ausmaßes, die nicht durch eine Addition von Artmerkmalen, durch allmähliche Steigerung der Art- zu Gattungs-, der Gattungs- zu Familienunterschieden zu stande kommen, sondern abseits vom Wege der Artbildung durch direkte Umbildungsschritte der bezeichnenden Typenmerkmale von Klasse zu Klasse, dann absteigend von der Klasse zur Ordnung, von dieser zu einer neuen Ordnung usf. führen. . . . Die Rolle der Kleinmutationen für den großen Gang der Stammesentwicklung scheint uns also nach dem Gesagten wesentlich geringer, als sie es dem orthodoxen Darwinismus zufolge ist. Das gleiche gilt für das Selektionsprinzip. Die Merkmale der umfassenden Typengefüge, auf die es entscheidend ankommt, verhalten sich mehr oder weniger neutral zur Lebensweise, ihr Wandel erbringt keine unmittelbare Verbesserung der Anpassungsbeziehungen und ist daher nicht direkt der Selektion unterworfen. Die Herausbildung eines neuen Bauplanmusters liegt nicht in der Fortsetzung der Anpassungseinrichtungen aus dem Rahmen des Vortypus und erfolgt ferner so schnell, daß die notwendigen Zeitbeträge für die langsam wirkende Selektion fehlen“<sup>78)</sup>. Die Entwicklungstendenz<sup>79)</sup>, die O. H. Schindewolf im paläontologischen Material findet, erkennt nun O.-F. Gandert in gleicher Weise im urgeschichtlichen Material: „Aber nicht nur einzelne Typen, wie etwa noch das gegossene Hängegefäß der germanischen Bronzezeit, haben nach plötzlicher Entstehung ihre Entwicklung formgesetzlich zu durchlaufen, auch ganze keramische Stilarten folgen, wie die Walternienburg - Bernburger oder sehr treffend die Lausitzer, diesem Gesetz“<sup>80)</sup>.

Man könnte diesen Gedankengängen an sich durchaus folgen, doch muß gleichzeitig darüber Klarheit bestehen, daß es sich auch in diesem Fall lediglich darum handelt, dem Wie der Evolution in der menschlichen Geschichte ein besonderes Gesicht gegeben zu haben. Das Warum hat damit noch keineswegs eine Beantwortung gefunden. O.-F. Gandert ist sich dieser Tatsache gleichfalls bewußt. Er stellt daher die Frage nach dem Warum, nach der „Kraft, die den Stein ins Rollen brachte“<sup>81)</sup>, und findet als Antwort: „Auf die Faktoren, die die ‚Großmutationen‘ hervorrufen, kommt es an. Sie sind nicht mechanistisch zu erklären. Hier erhebt sich die Leistung des einzelnen Menschen oder die

<sup>78)</sup> O. H. Schindewolf, Fragen der Abstammungslehre, Frankfurt 1947, S. 14—15 und S. 16—17.

<sup>79)</sup> Ähnliche Gedanken vertritt K. Beurlen — Vergleichende Stammesgeschichte (Fortschritt der Geologie und Paläontologie, Bd. 8, Heft 26), 1930, S. 534 ff.; Die stammesgeschichtlichen Grundlagen der Abstammungslehre, 1937 —, der mit dem Begriff der „Explosionen“ im Evolutionsgeschehen arbeitet. Auf ihn stützen sich E. Wahle, 1941, und O.-F. Gandert, 1950.

<sup>80)</sup> O.-F. Gandert, 1950, S. 46.

<sup>81)</sup> <sup>82)</sup> <sup>83)</sup> <sup>84)</sup> O.-F. Gandert, 1950, S. 47.

„Lebenskraft“ der Gemeinschaft“<sup>82</sup>). Da aber der neovitalistische Begriff der Lebenskraft eigentlich gar nichts besagt, glaubt O.-F. Gandert, ihm dadurch Leben verleihen zu können, indem er ihm eine „erhöhte Aktivität“ zuschreibt. „Kann überhaupt von einer Aktivität der Lebenskraft gesprochen werden, wenn gerade sie archäologisch nicht faßbar, wenn sie nicht, wie es sonst Menschenart ist, stehenden Fußes in die Tat umgesetzt wurde? Ich kann mir einen solchen latenten Zustand erhöhter Lebenskraft ohne greifbare Ergebnisse nicht recht vorstellen, jedenfalls keinen längere Zeit beanspruchenden und für die Überbrückung archäologischer ‚Klüfte‘ in Frage kommenden. Ich kann mir nur den Beurlenschen ‚Explosionen‘ entsprechend sehr kurze Perioden erhöhter Aktivität denken, die ungemein schöpferisch — sei es aus sich selbst heraus, sei es Fremdes verarbeitend — einsetzen und Neues hervorrufen. Sie mögen nur wenige Jahre umfassen. Sie sind der Auftakt der Typogenese und machen sie aus, zusammen mit einer Periode des Sich-Durchsetzens innerhalb der betreffenden Lebensgemeinschaft und ihrer Umformung“<sup>83</sup>).

Doch auch diese Antwort von O.-F. Gandert stellt keine annehmbare Lösung des Entwicklungsproblems in der menschlichen Geschichte dar. O.-F. Gandert sagt zwar selbst, daß „wir von einer befriedigenden Lösung ... noch weit entfernt“<sup>84</sup>) sind, aber der von ihm beschrittene Weg scheint ebenfalls nicht weiter zu führen. Die postulierte „Lebenskraft“ gehört, wie wir sahen, zu den Hilfshypothesen des Neovitalismus. Sie gewinnt keineswegs dadurch an Beweiskraft, daß sie auf eine „kurze Periode erhöhter Aktivität“, die „ungemein schöpferisch“ ist, d. h. auf „Explosionen“ komprimiert wird. Sie bleibt immer noch das, was sie ist: eine Hilfshypothese. Die Lebenskraft in der potenzierten Form einer „erhöhten Aktivität“, wie sie O.-F. Gandert annimmt, ist ebenfalls kaum geeignet, eine gesicherte Grundlage für die Typologie in der Urgeschichtsforschung und für die Anwendung der typologischen Methode abzugeben. Die Fragen, die bei Behandlung des gleichen Problems im Zusammenhang mit den Anschauungen von E. Wahle offen blieben, sind auch durch die Übernahme des Typostrophismus von O. H. Schindewolf durch O.-F. Gandert nicht beantwortet.

Es ist nicht gerade sehr viel und auch nicht sehr ermutigend, was wir auf unserem Wege zur Klärung des Wesens der Typologie gefunden haben. In den Naturwissenschaften — verkörpert durch die formale Genetik — bestehen entweder eine rein formal-mechanistische Auffassung über das Evolutionsgeschehen oder aber Anschauungen, die ohne ein metaphysisches Prinzip, „ohne ein Übermaterielles“<sup>85</sup>) nicht auskommen. Das Bild in der Urgeschichtswissenschaft — sie hält sich ja in bewußter Abhängigkeit von den Naturwissenschaften — ist im Grunde das gleiche. Das Resultat lautet eben: „Die typologische Methode

<sup>85</sup>) W. Ludwig, 1948, S. 258.

ist die Anwendung des Entwicklungsgesetzes auf die Erzeugnisse des Menschen“<sup>86)</sup>. Die Typologie aber ist — mit den Worten von G. Schwantes<sup>87)</sup> — „... die Entdeckung der Tatsache, daß das Werkschaffen des menschlichen Geistes denselben Gesetzen gehorcht wie das übrige organische Geschehen“.

Bei allen Überlegungen über das Wesen der Typologie und über die Anwendung der typologischen Methode tauchen kaum Zweifel an der Richtigkeit jener Erkenntnis auf, daß der Mensch „denselben Gesetzen“ unterworfen ist „wie das übrige organische Geschehen“. Derartige Zweifel scheinen auch keine Berechtigung zu haben, da diese Gesetzlichkeit von naturwissenschaftlicher Seite exakt nachgewiesen worden war. Bei dem größten Physiker unseres Jahrhunderts, bei Max Planck, finden sich folgende Worte: „Es ist ein unbezweifelbares Ergebnis der physikalischen Forschung, daß ... in allen Vorgängen der Natur eine universale, uns bis zu einem gewissen Grade erkennbare Gesetzlichkeit herrscht. ... In jedem Falle dürfen wir zusammenfassend sagen, daß nach allem, was die exakte Naturwissenschaft lehrt, im gesamten Bereich der Natur ... eine bestimmte Gesetzlichkeit herrscht, welche unabhängig ist von der Existenz einer denkenden Menschheit. ...“<sup>88)</sup>. Hierzu kommen noch direkte Hinweise von Seiten der Naturwissenschaft mit dem Inhalt, daß die gleiche Gesetzmäßigkeit sowohl im Menschenreich als auch in den übrigen Reichen der organischen Natur herrschte. So heißt es bei O. H. Schindewolf: „Ferner besteht eine bemerkenswerte Parallele zur menschlichen Welt- und Kulturgeschichte. Auch da sehen wir — sei es nun auf politischem, wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiet — jeweils am Anfang eine schöpferische Epoche von kurzer Dauer, die, radikal mit dem Überkommenen brechend, neue Grundlagen schafft und gewöhnlich auf lange Zeit die weitere Entwicklung bestimmt ... Es will danach scheinen, daß alle zeitlich-geschichtliche Entwicklung in derartigen Ablaufsformen erfolgt und die stammesgeschichtliche Entfaltung in unserer Schau der Typostrophēn sich insofern einem größeren Allgemeinrahmen einordnet“<sup>89)</sup>.

Im Rahmen dieser Anschauung besteht also keine Möglichkeit, irgendeinem Zweifel an der Richtigkeit dieser Erkenntnis Raum zu geben. Aber dennoch sind derartige Zweifel, sogar im stärksten Maße, berechtigt. Im Schrifttum des letzten Jahrzehnts finden sich verstreut Bemerkungen, die darauf hindeuten, daß die Behauptung von einer Identität des Entwicklungsgeschehens vielleicht doch einer ernsthaften Überprüfung bedarf. Zweifel an dieser Identität liegen z. B. in den Worten von A. Rust<sup>90)</sup>, wenn er sagt: „Uns will scheinen, daß man eine in der Natur biologisch bedingt vorkommende Gesetzmäßigkeit nicht auf

<sup>86)</sup> Fr. Schlette, 1951/52, S. 84.

<sup>87)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 9.

<sup>88)</sup> M. Planck, Religion und Naturwissenschaft, 2. Aufl., Leipzig 1938, S. 21 u. 27.

<sup>89)</sup> O. H. Schindewolf, 1947, S. 22.

<sup>90)</sup> A. Rust, Eine notwendige Stellungnahme, in: Quartär 4, Freiburg 1942, S. 217.

die menschliche handwerkliche Tätigkeit übertragen kann, da diese durch die Anforderungen der Umwelt wie Wechsel in der Tier- und Pflanzenwelt und im Sinne der Entwicklung durch individuelle Erfahrungen, durch Einfälle, durch Nachahmungen oder Erfindungen oder durch Invasionswirkungen bedingt ist.“ In einem gleichen Sinne stellt E. Sprockhoff fest <sup>91)</sup>: „Die Entwicklungslehre entstammt der naturwissenschaftlichen Erfahrung am Lebendigen, der Pflanze, dem Tier und dem Menschen. Auf diesem Gebiet geht die Entwicklung von einem Kern aus, von einem Samen, in dem die Entfaltung in ihren Grundzügen bereits vorgezeichnet und vorgebildet ist. Darin unterscheidet sie sich im ganzen Wesen von der Entwicklungsgeschichte einer Fibel oder eines Topfes. Die typologische Entwicklung in der Urgeschichte ist daher nicht mit der entwicklungsgeschichtlichen Methode der Naturwissenschaftler gleichzusetzen, denn sie ist in ungleich höherem Maße von der Einwirkung der Außenwelt, insbesondere der bewußten oder unbewußten Beeinflussung durch den Menschen bedingt, der ihren Gang lenkt.“ W. Adrian behauptet <sup>92)</sup>, „daß sich an der Schwelle der Menschwerdung zwei grundverschiedene Welten trennen“. Auch von naturwissenschaftlicher Seite werden ähnliche Gedanken geäußert. G. Klaus schreibt: „Von einem bestimmten Moment der Entwicklung an werden die chemischen Gesetzmäßigkeiten wirksam. Schließlich treten seit etwa 1½ Milliarden Jahren die Gesetze der organischen Welt und seit einigen hunderttausend Jahren die Gesetze der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen Entwicklungsprozeß des Weltalls auf ... Die Geschichte der Natur vor dem Eintritt des Menschen in den Gang der Ereignisse unterscheidet sich erheblich von der Geschichte des Menschen. Die Natur hat eine Geschichte, aber sie weiß nichts von ihr. Der Mensch weiß um seine Geschichte und gestaltet sie bewußt“ <sup>93)</sup>.

Wenn sich „Welten trennen“, wenn mit dem Erscheinen des Menschen eine neue Gesetzmäßigkeit auftritt und wenn „die typologische Entwicklung in der Urgeschichte ... nicht mit der entwicklungsgeschichtlichen Methode der Naturwissenschaftler“ gleichgesetzt werden kann, dann erhebt sich für uns die sehr schwerwiegende Frage nach der Richtigkeit jener bisher so fest behaupteten und geglaubten Identität. Geben wir den neuen Stimmen Recht und leugnen das Vorhandensein der Identität, der allem Entwicklungsgeschehen gleichartig „innewohnenden Gesetzmäßigkeit“ <sup>94)</sup>, so bleibt das Problem zu lösen, warum es diese Identität nicht gibt. Die Hauptgründe, die angeführt werden (A. Rust, E. Sprockhoff), beziehen sich auf die Feststellung, daß der Mensch in seinem

<sup>91)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 107—108.

<sup>92)</sup> W. Adrian, 1948, S. 18, Anm. 1.

<sup>93)</sup> G. Klaus, Philosophische Probleme der modernen Kosmologie, in: *Urania* 15, Heft 3, S. 88 u. 89.

<sup>94)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 9.

Werkschaffen in wesentlich höherem Maße von den „Anforderungen der Umwelt“, von der „Einwirkung der Außenwelt“ abhängig ist. G. Childe denkt ähnlich, wenn er sagt: „Jede Kultur stellt eine möglichst weitgehende Anpassung an eine bestimmte Umwelt zusammen mit einer dieser mehr oder weniger angemessenen Ideologie dar. Die Verschiedenartigkeit ergibt sich aus einer Mannigfaltigkeit von kleineren Erfindungen und Entdeckungen, die zunächst rein örtlich und durch geographische, klimatische oder botanische Besonderheiten bedingt sind, oder aus willkürlichen, d. h. unerklärten inneren Abneigungen“<sup>95)</sup>. Der Hinweis auf die Umwelt ist gegenüber der formalen Genetik, die, wie gezeigt wurde, den modifikatorischen Einfluß der Umweltfaktoren ablehnt, durchaus berechtigt. Gegenüber dem Darwinismus ist er jedoch nicht stichhaltig, denn dieser erkennt ja den artumwandelnden Einfluß der Umweltbedingungen an. Aus der „weitgehenden Anpassung an eine bestimmte Umwelt“ im Reiche des Menschen kann also keine Gesetzmäßigkeit abgeleitet werden, welche speziell für den Menschen gilt und die grundverschieden von derjenigen ist, die in der übrigen organischen Natur herrscht. Wir müssen also nach einem anderen Kriterium suchen, und hier scheint es, als ob uns G. Schwantes einen Weg gezeigt hat, der möglicherweise zum Ziele führt. Bei ihm heißt es nämlich: „Typologische Reihen des menschlichen Werkschaffens sind natürliche Ergebnisse gedanklicher Überlegungen; es sind materialisierte Glieder von Schlußketten. Der Arbeiter, der eine fortgeschrittene Form eines Gegenstandes fertigt, muß sie vorher entworfen, d. h. in seinem Geiste gewonnen haben, bevor er sie schaffen konnte“<sup>96)</sup>. An der Richtigkeit dieser Worte kann keinerlei Zweifel bestehen. Von entscheidender Bedeutung ist die Erkenntnis des „Vorher“<sup>97)</sup>. Das heißt: es kann als spezifische Gesetzmäßigkeit im Reiche des Menschen gelten, daß dem von Menschenhand geschaffenen Werkzeug die gedankliche Schaffung vorausgeht. Dieses ist auch dann der Fall, wenn es sich nicht um eine „fortgeschrittene Form“ handelt, sondern um die einfache Nachahmung eines Gegenstandes der Natur oder eines Werkzeuges. Im schroffen Gegensatz zu den Typenserien im Tierreich, in denen das eine Kettenglied dem vorangegangenen

<sup>95)</sup> G. Childe, 1952, S. 78.

<sup>96)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 3.

<sup>97)</sup> Das Problem der Entstehung dieses „Vorher“ soll im Augenblick unerklärt bleiben. Einen Hinweis gibt E. Fischer, Kunst und Menschheit, Wien 1949, S. 112 u. 114: „Jedes Denken ist nichts anderes als ein abgekürztes, aus den Händen in das Gehirn übertragenes Experimentieren, wobei die ungezählten vorhergegangenen Experimente zur ‚Erinnerung‘, zur ‚Erfahrung‘ geworden sind . . . Erst aus einer konzentrierten Erfahrung des Hantierens, aus dem Rückblick auf das Naturprodukt und auf die mannigfaltigen, mehr oder minder gelückten Experimente im Werkzeuggebrauch entsteht das Vorwegnehmen des Resultats, der Zweck des Arbeitsprozesses als ideelle Vortellung. Es ist nicht ein Vorausschauen, sondern ein Zurückschauen, das den Zweckbegriff hervorbringt.“

unmittelbar folgt, geht dem Glied in der Typenreihe der menschlichen Wirksamkeit das gedankliche „Vorher“ voran<sup>98)</sup>.

Eine Weiterführung des Gedankens von dem „Vorher“ läßt uns mit G. Schwantes zu der weiteren Erkenntnis gelangen, daß es in den Typenreihen aus der menschlichen Geschichte „Zwischenstadien“ gibt, welche keine Vergegenständlichung im Material fanden, sondern allein „im Hirn“ des Herstellers existieren<sup>99)</sup>. Daß die Erkenntnis von den Zwischenstadien ebenfalls richtig ist und daß es sich dabei um ein allgemeines Wesensmerkmal des Menschen handelt, unterliegt keinem Zweifel. Derartige „Zwischenstadien im Hirn“ gibt es aber nirgends in der gesamten übrigen organischen Natur, und weil sie dort nicht existieren, sondern nur im Entwicklungsablauf der menschlichen Geschichte auftreten, besteht zwischen dem Evolutionsgeschehen im Tier- und Pflanzenreich und dem Reich des Menschen ein tiefgehender, grundsätzlich er Unterschied. Wegen Bestehens dieses Unterschiedes ist es daher nicht möglich, die „Dinge aus Menschenhand unter dem gleichen Gesichtspunkt wie Ammonshörner und Pferdefüße“ zu betrachten (O.-F. Gandert). Der gleiche prinzipielle Unterschied besagt ferner, daß der Mensch nicht „denselben Gesetzen gehorcht wie das übrige organische Geschehen“ (O. Montelius, G. Schwantes).

Wenn wir so fest von der Existenz dieses ausschlaggebenden Unterschiedes überzeugt sind, so bedeutet das nicht, daß wir in der übrigen organischen Natur mit dem Vorhandensein bestimmter Gesetzlichkeiten rechnen, aber für das Reich des Menschen eine irgendwie geartete Gesetzlichkeit ablehnen. Auch der Mensch, insbesondere die Gesamtheit der Menschen, die menschliche Gesellschaft ist einer Gesetzlichkeit unterworfen, die unabhängig von dem Willen der Menschen existiert. Etwas von dem Wesen dieser Gesetzlichkeit haben wir erfaßt, als wir auf das beim Werkschaffen vorhandene gedankliche „Vorher“, auf die „Zwischenstadien im Hirn“ hinwiesen. Weil aber eine nur dem Menschen eigentümliche Gesetzlichkeit besteht und weil jener aufgezeigte Unterschied von so prinzipieller Natur ist, wird es stets ein erfolgloses Bemühen sein, eine Brücke zwischen dem Evolutionsgeschehen dort und dem geschichtlichen Entwicklungsablauf hier schlagen zu wollen. Ob dieser Brückenschlag nun mit Hilfe der Mneme, Psychoide, des einheitlich gedachten Grundprinzips (G. Schwantes), mit der hinter den Kulturkreisen stehenden Lebenskraft (E. Wahle), mit erhöhter Aktivität der Lebenskraft (O.-F. Gandert) versucht wird, immer wird ein

<sup>98)</sup> Auf Grund einer höchstgesteigerten handwerklichen Geschicklichkeit können natürlich Werkzeuge (z. B. Silexklingen) ohne dieses „Vorher“ angefertigt werden. Doch bedeutet diese Tatsache keinen Einwand, denn die handwerkliche Geschicklichkeit basiert ja selbst erst auf den vorangegangenen eigenen Erfahrungen oder denjenigen früherer Generationen.

<sup>99)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 6. — Die Frage, ob nicht derartige Zwischenstadien → z. B. bei der Schaffung der Entwicklungsreihe der Titanotherien — irgendwo im Transzendenten abliefen, gehört nicht in eine wissenschaftliche Untersuchung.

solcher Versuch scheitern, auch wenn vom anderen Ufer aus eine Unterstützung erfolgt (M. Planck, O. H. Schindewolf). Die genannten Begriffe und Prinzipien — zum Teil dem Neovitalismus angehörend — stellen in der Gegenwart keine tragfähigen Bauelemente für eine Brücke von der Urgeschichtswissenschaft zu den Naturwissenschaften mehr dar, erst recht bilden sie keine Grundpfeiler, auf denen die Brücke ruht. Einen solchen Grundpfeiler bildet unserer Meinung nach die Tatsache, daß es im Reiche des Menschen eine Gesetzlichkeit gibt, die objektiven Charakter trägt, und daß diese Gesetzlichkeit erkennbar ist. Auf Grund dieser objektiv in der menschlichen Gesellschaft bestehenden und erkennbaren Gesetzlichkeit löst sich auch das Problem der Identität. Identität bedeutet also nicht Annahme „derselben“ Gesetzlichkeit, sondern einzig und allein die Anerkennung der Tatsache, daß die Erkennbarkeit der für den Menschen geltenden Gesetzlichkeit in genau demselben Maße vorhanden ist wie für die in der übrigen organischen Natur bestehende Gesetzlichkeit.

In diesem Zusammenhang muß auf folgendes hingewiesen werden: Es war ein unendlich schwerwiegender methodologischer Fehler, den Entwicklungs-  
b e g r i f f mit dem Entwicklungs g e s e t z verwechselt zu haben. Wir wiesen bereits darauf hin, daß der Entwicklungsbegriff lediglich die Feststellung von der „logischen Folge von Formen und Ereignissen“ zum Inhalt hat. Seine Übernahme von den Naturwissenschaften in die Urgeschichtswissenschaft durch O. Montelius ist, wie oft genug betont, „eine Großtat der Wissenschaft“<sup>100)</sup>. Das Entwicklungsgesetz, von dem die Naturwissenschaften sprechen, ist jedoch etwas ganz anderes als der Entwicklungsbegriff, es sagt Entscheidendes aus über die Art und Weise, wie diese „logische Folge von Formen und Ereignissen“ im Tierreich abläuft. Daß der Ablauf des Entwicklungsgeschehens im Reich des Menschen nicht ein gleicher, ein ähnlicher oder gar derselbe ist, erkannten wir bei dem Problem des gedanklichen „Vorher“, der „Zwischenstadien im Hirn“. Wir müssen fragen: wo und wodurch ist nachgewiesen, daß es „das“ Entwicklungsgesetz gibt, welches allgemeine Gültigkeit für Pflanze, Tier und Mensch besitzt. Es ist zu beachten, es geht um „das“ Entwicklungsgesetz, nicht etwa um allgemeine Naturgesetze (Gravitationsgesetz, Mayersches Gesetz von der Erhaltung der Energie, sogenanntes Dollosches Gesetz von der Irreversibilität z. B.), auch nicht um die Erkenntnis, daß die gesamte Natur einschließlich des Menschen ein Ganzes ist und alle Dinge miteinander in wechselseitigem Zusammenhang stehen. Zur Diskussion steht ein Entwicklungsgesetz, dessen Allgemeingültigkeit für alle Reiche der organischen Natur mit großer Sicherheit behauptet wird (O. Montelius, Nils Åberg, O.-F. Gandert, Fr. Schlette, G. Schwantes), obwohl der Beweis bis heute nicht geführt ist. Denn auch die Begriffe wie Psychoide, Lebenskraft, erhöhte Aktivität, Typostrophismus sind

<sup>100)</sup> G. Schwantes, 1952, S. 9.

unbewiesene Hilfshypothesen, sie stellen also ebenfalls keinen Beweis für die Existenz dieses angeblich vorhandenen, allgemeingültigen Entwicklungsgesetzes dar. Es verdient Beachtung, was ein Vertreter der Naturwissenschaften — aus der mechanistischen Richtung der formalen Genetik — im Hinblick auf derartige neovitalistische Prinzipien meint. G. Heberer äußert: „Aber die Typensprung-hypothesen sind eben nicht einmal paläontologisch ausreichend gestützt. Für die Genetik sind sie unannehmbar, da sie dem Erbgut Fähigkeiten zuschreiben, die es nicht besitzt — und selbstverständlich müssen wir auf naturwissenschaftlichem Boden bleiben, denn es hieße den Untergang der naturwissenschaftlichen Biologie betreiben, wollte man mit dem Botaniker Troll (1937) „mit Gedanken und Ideen einer aus dem Welthintergrunde in die Natur hereinwirkenden schöpferischen Macht“ rechnen, „welche, der Materie neuartige Ausprägung verleihend, die typenhaften Grundformen organischer Gestaltung ins Dasein rief““<sup>101)</sup>.

Wir betonen nochmals: es war und ist falsch, den Entwicklungsbegriff mit „dem“ Entwicklungsgesetz gleichzusetzen. Zur Zeit von O. Montelius fiel dieser Fehler kaum ins Gewicht, heute aber ist er ein schwerer Hemmschuh für die gesamte Arbeit in der Urgeschichtsforschung. Viele Fehler in der Anwendung der typologischen Methode resultieren aus der Verwechslung des Entwicklungsbegriffes mit „dem“ Entwicklungsgesetz. Einige Worte von E. Sprockhoff charakterisieren diese Tatsache in ausgezeichneter Weise: „Diese Bemerkungen zur Fibeltypologie sind nur ein herausgegriffenes Beispiel für viel Gleichgerichtetes damaliger Zeit. Weil man nicht das Gesamtgeschehen zugrunde legte oder das jeweilige Kulturgefälle nicht laufend mit in Rechnung stellte, wurden Deutung und Beurteilung schief. Hätte man die Methode in diesem Fall schärfer gefaßt, d. h. den tatsächlichen Ablauf der Formen nicht mit einer zwangsläufigen inneren Genesis gleichgesetzt, dann hätte man den Riß in der Entwicklung gesehen. Der Fehler liegt in beiden Fällen nicht in der Aufstellung einer falschen Reihe an sich. Die Folge der Glieder ist richtig, aber der Begriff der Entwicklung wird vielfach zu weitherzig oder zu oberflächlich gefaßt, und die Interpretierung einer solchen nur äußerlich aufgestellten Reihe läuft immer Gefahr, ein verzerrtes Geschichtsbild zu geben“<sup>102)</sup>. Wenn E. Sprockhoff — im Falle der Ganggrab-keramik — weiterhin darauf aufmerksam macht, daß die typologische Methode „offenbar auch unlogisch angewandt“<sup>103)</sup> wurde, so ist diese Unlogik ebenfalls auf jenen aufgezeigten methodologischen Fehler zurückzuführen. Man glaubte an die Existenz „des“ Entwicklungsgesetzes — anstatt nur den Entwicklung-

<sup>101)</sup> G. Heberer, Die Urkunden der menschlichen Stammesgeschichte, in: Ernst Haeckel, Eine Schriftenfolge, Bd. 2, 1944, S. 163.

<sup>102)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 90.

<sup>103)</sup> E. Sprockhoff, 1952, S. 107.

begriff zu übernehmen — und zwang das historische Urkundenmaterial, in diesem Fall die Dolmenware und die Ganggrabware, unter das Schema des angenommenen Entwicklungsgesetzes.

#### IV.

Die Erkenntnis, daß keine Identität zwischen dem Evolutionsgeschehen in der übrigen organischen Natur und dem Entwicklungsablauf in der Menschheitsgeschichte besteht — mit Ausnahme der Identität der Erkennbarkeit —, die Erkenntnis von dem grundsätzlich verschiedenen Charakter des Entwicklungsgeschehens zieht notwendigerweise eine bewußte Loslösung der Urgeschichtswissenschaft von den Naturwissenschaften nach sich. Diese Loslösung bedeutet, worauf eigentlich kaum aufmerksam gemacht zu werden braucht, keine Absage an die Verwertung der gesicherten naturwissenschaftlichen Ergebnisse, z. B. der Paläontologie, der Anthropologie, der Paläobotanik (Pollenanalyse), der Geologie, der Metallurgie usw. Was gefordert werden muß, ist die Lossage von naturwissenschaftlichen Begriffen und Prinzipien (Konstanz des Erbgutes, archäologischen Mutationen, Typostrophismus bei Hängegefäßen), welche in der Urgeschichtswissenschaft jegliche Daseinsberechtigung verloren haben. Die Urgeschichtswissenschaft geriet im Laufe ihrer eigenen Geschichte in die Randzone der Naturwissenschaften, weil sie sich zu einer historischen Wissenschaft entwickelte. Diese Entwicklung aber macht in der Gegenwart die bewußte Distanzierung von den Naturwissenschaften zur Notwendigkeit, sofern der eingeschlagene Weg zu einem Ziel führen soll.

Am Ende unseres Ausfluges zu den Naturwissenschaften und des skizzenhaften Rückblickes in die Geschichte der eigenen Wissenschaft bleiben zwei große Fragenkreise zurück: einmal die Frage nach dem Wesen der allein und ausschließlich dem Reiche des Menschen angehörenden Gesetzlichkeit und zum anderen die sich daraus ergebende Frage nach dem Wesen jener Erscheinung, in welcher sich diese dem Menschen eigentümliche Gesetzlichkeit widerspiegelt, d. h. die Frage nach dem Wesen der Typologie, nach jener Typologie, die nicht identisch ist mit der im übrigen Reich der Organismen festgestellten typologischen Abfolge.

Es mochte bisher scheinen, als sollte der Typologie und der Anwendung der typologischen Methode in der Urgeschichtswissenschaft eine Gegnerschaft angetragen werden. Die Alternative lautet (seit O. Montelius — S. Müller) für gewöhnlich: Anerkennung der Typologie — Ablehnung der Typologie. Doch dieser Meinungsstreit berührt nur die Oberfläche. Wesentlich tiefer geht die Frage nach dem Wesen der Typologie, die wir im Tier- und Pflanzenreich finden — sie ist Angelegenheit der Naturwissenschaften —, und nach dem Wesen der davon grundverschiedenen, im Menschenreich erkennbaren Typologie. Die Er-

forschung des Wesens der letzteren ist ureigenste Angelegenheit der Urgeschichtswissenschaft, die eine historische Wissenschaft ist, deren Aufgabe darin besteht, die in der menschlichen Gesellschaft herrschende besondere Gesetzlichkeit am archäologischen Material aufzuzeigen. Es ergibt sich ein Letztes: Weil die Urgeschichtswissenschaft eine historische Wissenschaft ist, können ihr die einzelnen Disziplinen der Naturwissenschaft durch Materialtatsachen zwar helfen, aber diese können keine Grundlagen für die Prinzipien und Arbeitsmethoden der Urgeschichtswissenschaft liefern.

Evolutionsgeschehen in der übrigen organischen Natur und Typologie im Menschenreich — und damit auch die typologische Methode der Urgeschichtswissenschaft — sind zwei getrennte Welten.